

13. Aus der Vorstadt

Sie ist weit draußen, jenseits der alten Linienwälle aufgewachsen, wo noch kerngesund, echt wienerisches Wesen haust. Als Kind kam sie nur alle heiligen Zeiten einmal nach der Stadt mit den großen Häusern, aber das lockte sie nicht. Viel lieber besuchte sie die Tant' auf der alten Wäscherburg, sah dem Tanz der frohen Mädels zu, hörte von ihren lustigen Streichen und schwang gleich die Köckchen, wenn irgend ein Leierkasten in der Nähe war. Dabei behielt sie ihr resches Wesen, war um treffende Antwort nie verlegen und wuchs unberdorben vom Einfluß höherer Zivilisation auf.

Mit ihren festen, gesunden Armen trozte sie den Jungen, die sie ob ihrer G'schnappigkeit haßten, sie wußte Alle in Respekt zu halten und da sie untadelig brav war, beim Röhrbrunnen nicht länger stand, als notwendig, und der kranken Mutter jede Arbeit bereitwilligst abnahm, schätzte man sie. Diese Bravheit ist dem Wiener Vorstadt-Mädels angeboren, die kindliche Liebe behält immer Oberhand, sie verehrt Vater und Mutter auch dann, wenn das vierte Gebot in Fällen, wie sie Anzengruber zu schildern weiß, eigentlich außer Kraft tritt, sie vergißt ihre Pflichten nicht, sie würde das Elternpaar nicht anders als mit dem achtungsvollen „Sie“ anreden.

Der Lärm der Stadt, all ihr unechter Glanz, das Raubgold der prunkenden Straßen mit den leichtlebigen, gepuzten Menschen wird ihr nicht gefährlich. Sie ist brav und gut und die Stadt verlacht sie von ihrem sichern Post und macht den Mädeln nach, wie sie tanzen, wie sie flirten und wie sie die Auslagen bewundern. Daheim hört sie auch immer die warnende Stimme der Mutter: „Nimm Dich nur vor denen „drinnen“ in acht!“ Die drinnen, das sind die Städter, die verlogenen, großtuerischen Menschen, mit denen sie in der Vorstadt nichts gemein hatten, als daß sie sich auch Wiener nannten. Selige Kinderjahre verflogen. Da war ein weiter schöner Platz und an den hellen Sommernachmittagen gab's hier frohe Spiele und Tanz. Schier zum Greifen nahe, sah sie den Rahlberg und den Leopoldsberg. Von den kleinen, niederen Fenstern mit den weißen, blendend reinen Spitzen-Vorhängen konnte sie weit in die Ferne sehen, nach den Höhen der Umgebung, nach den Feldern, nach den Weinbergen.

In ihrem Rücken fand sich die ruhende Stadt mit grauem Dunst und unendlich hohen Häusern. Unmerklich, wie eine auf dem Bauch sich fortschiebende Schlange, kam die Gefahr näher. Allmählich rückte die Stadt heran, riß erst Linientwalle und Wäscherbürg nieder, zog hohe Mauern an die Stelle der schönen Plätze, verschlang ihr den Ausblick auf die fernen Berge und hüllte ihre lieben weißen Vorhänge in das Grau des Straßentaubes. — Mit einem Male war die Schranke gefallen, die von drinnen kamen heraus, sie umringten die Vorstadt und ruhten nicht, bis sie mit ihnen eins waren.

In ihrem Zimmer duftete es noch immer nach Lavendel, blitzsauber waren die einfachen Möbel und wenn man durch die Thür eintrat, spürte man gleich ihr Walten, sah den sonntäglich blanken Tisch mit den alt-

väterlichen Stühlen, den Schrank mit gewundenen Säulen, die klaren Fensterscheiben und den Kanarienvogel in seinem hübschen Haus.

Die Mutter starb und nun führte sie dem Vater die Wirtschaft. Der saß am Abend noch immer im Hof, rauchte seine Pfeife und plauderte mit den Nachbarn über die alten Zeiten.

Das Mädel war größer geworden, trug lange Kleider und brachte manchen Kreuzer ins Haus, durch die Schürzen, die sie machte, die dann in die großen Geschäfte mit den spiegelnden Auslagefenstern kamen.

War's Feierabend, dann ging sie nach der Volksbibliothek, die die neuen Kulturbestrebungen in ihrer Nähe errichtet hatten. Das war Nahrung, die verschlang sie, konnte sich nicht satt essen an ihr und sah nun das Leben in ganz anderem Lichte. — Die Enge behagte ihr nicht mehr, sie erfuhr von den Dingen der großen Welt, von den Fürsten, die arme Landmädchen heiraten, von den schönen Boudoirs der Lebedamen, von den Vergnügungen des Reichthums. Das war die Gefahr, die von drinnen kam!

Nun ergriff sie Sehnsucht nach dem Theater. Eine Freundin fand sich bald, und nachmittags wandten sie sich der Stadt zu und bezogen Plätze hoch oben. Das war also das Leben. Ja, jetzt kannte sie es; davon schrieben sie also in den Zeitungen, das schilderten sie in den Büchern. Da sie aus dem Burgtheater kam, war sie eine andere geworden. — Die Näherinnen nannten sie eine Theatergedl, weil sie in pathetischem Ton sprach, weil sie die Pracht des Gesehenen nicht genug schildern, die Schönheit der Spieler und Spielerinnen nicht genug rühmen konnte. — So wurde sie klug und gebildet, und das kleine Milieu ihrer glückseligen Jugend schien ihr so arm, so dürftig, daß sie sich besser dünkte als die andern,

daß sie hinaus wollte zu den Großen, die das Leben verstehen, daß sie sich ihres guten, kindlichen Gemütes schämte.

Ihn hatte sie im Theater kennen gelernt. Er sah sie, wie sie sich durch den eisernen Queue drängte, gewahrte sie dann mit seinem guten Glas im vierten Stock, wie sie mit fiebernder Erregung den Vorgängen auf der Bühne folgte, und erwartete sie beim Ausgang. Das war ein Anfang. Er war ein Duzendmensch, ohne höhere Intelligenz, ohne besondere Vorzüge; aber er sprach mit ihr vom Theater, er regte ihre Phantasie an, er schilderte ihr die Schönheiten anderer Stücke, er lud sie ein, das alles anzusehen auf bequemen Sitzen, in seiner Gegenwart.

Sie hatte das Bild der Mutter vor Augen, sie hörte ihre Worte: „Nimm Dich vor denen „drinnen“ in acht!“ — Man sah ihn niemals draußen in der Vorstadt, er war immer gleichmütig, immer liebenswürdig; denn er wußte, daß sie dem plötzlichen Sturm getrotzt hätte.

Und sie fiel, wie ein einfaches Mädchen fällt. An einem Sonntag war's, sie hatten den „Othello“ gespielt, und ihr Gemüt war ganz erfüllt von der Tragik der Schicksale; in ihrem Gehirn woben die phantastischen Bilder weiter fort, sie war in einer romantischen Welt, als er sie zum Nachtmahl einlud. Das hatte er noch niemals gewagt, aber jetzt glückte es.

Sie konnte nicht nach Hause in das kleine Zimmer mit dem Lavendelduft, mit den blanken Möbeln, mit den alten Stühlen und den weißen Vorhängen. Sie hätte es nicht vermocht, jetzt den Vater zu sprechen, der irgend eine Platttheit sagte, die seinem Geiste ebenbürtig war. Wie fern war sie all den Leuten, den kleinen Näherinnen, dem Geträtsch der Arbeiter, den weißen

Schürzchen, die unter ihrer Hand zu Kunstwerken wurden! Widerwillen faßte sie gegen dieses gewöhnliche Leben, und sie ging gern mit ihm, der ihr von Kunst sprach, von Othello, von Shakespeare, von Sonnenthal und Krastel, das war doch ein Mensch, der sie verstand.

Und sie billigte es, daß er mit ihr nicht vor allen Leuten sprach, daß er ein kleines Zimmerchen wählte, in dem sie aßen und tranken. — Sie war gar nicht berauscht, und sie führte keine der auf dem Theater so beliebten Champagner-Scenen auf. Sie verlangte kein Jawort nicht für die Hochzeit, sie dachte gar nicht an Ehe. Das war ein Mann, der zu ihr taugte, das war kein Vorstadtmensch, kein Spießbürger. Er saß eng neben ihr und sprach von seiner Liebe. Er ergögte sich an ihrer Schönheit, und ihre Pulse gewannen Leben. Er gefiel ihr, denn er war ihrem Geist nahe. Sie sah ihre eigene Liebescene aufs Theater gehoben, es war ihr, als sei das ein Akt eines Stückes, sie war Desdemona, er Othello — nein, er war kein Mohr, er war viel hübscher, tadellos elegant und hatte sie so lieb. Sie überhörte die süßen Worte, die er flüsterte, sie mußte sein werden, es war Gesetz. Nebenan sangen einige Stimmen den schlechten Text zur blauen Donau. Wie die Wellen des Stromes drang es lockend an ihr Ohr, — die elektrischen Lichter waren so hell, das Zimmer apart, die Pokale von neuer Façon, die Bestecke Silber, Blumen vor dem Spiegel, der elegante Mann, der um Liebe warb und das Theater mit seinen Künstlern, Othello mit heißem Atem . . .

Shakespeare war der Verführer, sie schloß die Arme um ihn und gab sich ihm lächelnd.

Es kam, wie es kommen mußte, die Liebe ließ nach, das arme Ding war betrogen. —

Nun haßte sie das Theater; wenn sie darüber nach-

dachte, verstand sie es kaum, wie es so hatte kommen können. Keinen Funken empfand sie für den Verführer, wenn sie ihn einmal gesehen hätte, würde sie sich abgewandt haben, aber sie sah ihn nicht, er ließ sich nicht blicken und sie suchte nicht nach ihm.

In der Näherei tat sie mehr als je, die reizenden, geschmackvollen Schürzchen flogen ihr nur so unter den Händen, sie war wieder ganz die alte; abends saß sie beim Vater, die Nachbarn verwunderten sich, daß sie von dem „Rappel“ geheilt war, bis — bis sie es nicht mehr verbergen konnte. — Das war nun ein Getuschel und ein Gerede, aber sie kümmerte sich nicht darum. Dem Vater gestand sie's, der mußte es wissen; der sagte kein schlechtes Wort, denn die Flüche und die Enterbungen kommen nur in den schlechten Theaterstücken vor.

Wer der Vater sei, wollte er wissen.

„Fragen's net danach,“ sagte sie, „i waß gar net und er wird mir a net den richt'gen Nam' g'jagt hab'n. Schuld bin i allan, warum bin i in d' Stadt gangen.“

Er war's zufrieden und sie hatte ein lediges Kind. Der Pfarrer und ihre Verwandten wollten von der Herkunft der Kleinen etwas wissen, aber sie schüttelte das Haupt, der Vater habe gar keine Beziehungen zu ihr, der war gar nicht zu rechnen, den sollte man ungeschoren lassen, was sie für's Kind brauche, würde sie schon selbst verdienen. — Sie schämte sich der Kleinen nicht und sie hatte auch keinen Grund zur Schande. Sie war in Schönheit gefallen, unbewußt eines Unrechts.

Nun war der Vater tot und das Vorstadt-Mädel lebt mit dem Kind in dem kleinen Zimmer. Nach wie vor ist der Boden blank gerieben und die Möbel sind hell, als wären sie frisch poliert. Mit dem Gezwitscher des Kanarienvogels vermengt sich der kindliche Ruf der Kleinen. Arbeit Tag und Nacht, denn die Ver-

hältnisse sind schlechter geworden, mit den Schürzchen allein geht's nicht, die näht die Maschine hübscher, schneller und billiger, da kommen auch Häubchen dazu und Kleider. Und das nährt kaum. Aber die Kleine hat keine Sorgen und wächst heran, unbekümmert darum, wie lange die Mutter näht. Sie ist noch gar nicht alt und ihre Reize locken noch so manchen. Aber sie wissen's alle, sie ist brav. Einer, der der Meinung war, daß sie ihm gut sei, ein Tischler, bot ihr die Hand an. Sie zeigte auf das Kind, das zu ihren Füßen kroch. Er lachte. Ob sie denn glaube, daß er sich etwas daraus mache, er wisse ja ganz gut, daß sie den Kerl kaum kenne, daß er ihr gleichgültig gewesen sei, und daß es eine Sünde wäre, ihre jungen Tage zu vertrauern.

Sie sagt's ihm ohne jede Sentimentalität; das wolle sie nicht, das könne sie nicht, sie tät's schon gern, aber das Kind wäre immer ein Dorn, der Vater würde es mit scheelen Augen ansehen und zuletzt würde sie es vielleicht dem Gatten zuliebe opfern und von sich stoßen. „Das Waserl kann do nix für mei Dummheit.“

Er versuchte Widerreden, aber sie blieb dabei. Sie näht weiter und trägt nun eine Brille, weil die Augen schlecht geworden sind, und kommt nicht von der geraden Linie: Vom Haus ins Geschäft, vom Geschäft ins Haus. Eine wundersame junge Blüte wächst neben ihr auf, das Kind, resch, klug, mit einem wienerischen Goscherl, es vergöttert die Mutter und zerkrast den Buben die Wangen, die die Mutter eine „Person“ nennen.

Sie ist zehn, elf, mit rosigten Wangen, tanzt im Hausflur zum Leierkasten und singt mit jubilierender Stimme, das reine Vorstadt-Mädel.

Ganz nahe fährt die Stadtbahn vorbei mit Qualm und Getreisch und Kahlenberg und Leopoldsberg sind so

weit, so weit wie die fernen Berge und Felder und Nebengehänge. Sonntags ziehen sie in Scharen nach Nußdorf. Die Mutter streichelt ihr die blonden Locken und freut sich des kindlichen Frohsinns. Wie eine graue, feine Nadel winkt im Nebelmeer der Stefansturm. Um ihn die Masse der Stadt: „Nimm' Dich vor denen drinnen in acht!“ sagt die Frau.
